

Christian Zehnder

# Die verschobene Stadt

Roman

OTTO MÜLLER VERLAG

[www.omvs.at](http://www.omvs.at)

ISBN 978-3-7013-1267-2

© 2019 OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG-WIEN

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Media Design: Rizner.at

Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH, A-9431 St. Stefan

Cover: Matthias Günter, nach einer Karte aus  
*Switzerland with Chamonix and the Italian Lakes*,  
ed. Findlay Muirhead (London/Paris 1923)

*Die Fenster in meinem Zimmer  
gehen auf den Lac Léman ...  
Schade bloß, daß es bis zum See so weit ist.*

Adam Mickiewicz

I

Vor einem der alten Wohnhäuser in Lausanne trafen sich an einem Septembernachmittag immer mehr fremde, unbekannte Leute. Sie kamen aus allen Richtungen, durch alle möglichen Querstraßen, die meisten aber vom Bahnhof her, und hielten auf dem abschüssigen Weg so direkt es ging auf den See zu. Ein paar Hundert Meter vor Ouchy klingelten sie dann nach einem Blick über die von der Sonne gestreifte Fassade oder gingen einfach hinein, wenn die Tür nicht wieder zugefallen war, an der Consiergerie vorbei, die es hier einmal gegeben hatte, in den dritten Stock hoch. Das Haus war herrschaftlich, es erzählte mit seinem dunkelgrünen Mansardendach vom 19. Jahrhundert, aber es hatte auch etwas sehr Sprachloses, und vielleicht war nur noch dies das Herrschaftliche an ihm.

Die ersten Besucher hatten vor dem Eingang auf den Schottersteinchen und braunen, eingerollten Kastanienblättern warten müssen, weil der Besitzer noch im Café saß, Felix Degalier, ein junger Mann in einem blaßblauen, etwas weiten und doch gut sitzenden Hemd, mit schwarzen, gescheitelten Haaren. Er bat die Ankommenden einzutreten und schwang sich im Treppenhaus mit einem kurzen »Entschuldigung!« an ihnen vorbei, sah durch die alten Fenster draußen schon die nächsten und stand dann oben ruhig in der Wohnungstür. Immer wieder surrte die Gegensprech-

anlage, manchmal sagte er etwas hinein, manchmal bediente sie sonst jemand, der gerade eingetreten war und von Felix Degalier aus einem der Zimmer ein Zeichen bekam.

Bald waren es vierzig, fünfzig Leute, viele davon Paare. Manche schlenderten eher durch die Wohnung, manche wußten schon genau, was sie interessierte bei der Besichtigung, und stellten nur Fragen. Felix bot ihnen zu trinken an. Das wirkte wie ein zu bestehender Test, die meisten lehnten ein wenig unhöflich ab. Sie wollten wissen, wie die Sicht auf den See sei. Felix zeigte ihnen den Ausschnitt Wasser, der zu sehen war, ein Feldchen vorbeigehender Wellen, so als wären diese Wellen näher als der übrige See hinter den Häusern. Es war, wie wenn man unter einen Schiffssteg blickt und das Wasser überklar plätschern hört, nur viel heller, ohne den Schatten, von allen Seiten angeschienen, auch vom Schnee der französischen Berge auf der gegenüberliegenden Seeseite. Und doch war es immer tiefblau oder silbern, nie durchsichtig gewesen. Wie lange schon kannte Felix diesen Ausschnitt. Wie hätte er ihn auf einmal anpreisen können? Er wußte, der Blick auf den Léman hatte einen gewissen Wert, den man, ausgehend vom ganzen See, bestimmen konnte. Doch was war wiederum mit dem Widerschein an der Decke, wenn man sich umdrehte oder wenn man gar nicht an den See dachte, mit dem unschar-

fen Abdruck, durch den die Wellen am späten Nachmittag treiben konnten wie Flocken?

Als Felix in die Küche zum kochenden Kaffee geeilt kam, hatte eine Frau die Platte schon ausgeschaltet. Sie fragte ihn: »Vermieten Sie die Wohnung möbliert? Oder wird sie geräumt?« – »Das weiß ich noch nicht sicher«, sagte er, »ich überlege es mir noch.« – »Sie wissen es wirklich nicht? Das sind doch Familienstücke?« Sie lächelte, sie nickte ihm geheimnisvoll zu. Er wollte ihr nachgehen, kurz war er bereit, die Leute alle wegzuschicken. Aber er beherrschte sich. Er setzte sich hin und streckte seine langen Beine aus. Ein Geheimnis konnte sich auflösen, das war ihm schon einige Male passiert. Dann hatte er es zu retten versucht, durch Schweigen, oder indem er jemandem ein anderes Geheimnis einfach wegnahm.

In diesem Augenblick kam sein alter Freund Luc, eigentlich Lukas Bühler, mit dem er die Wohnungsausschreibung gemacht hatte und zu dem er in ein frei werdendes Zimmer weiterziehen würde, wenn es klappte. Im Rollkragenpulli mit einem offenen Baumfällerhemd darüber, streckte Luc etwas mechanisch die Hand aus, ohne dem Freund in die Augen zu schauen. Felix, auf dem Taburett, zog ihn zu sich und versuchte ihn zu umarmen, so daß sich Luc in seinen Beinen verfang und beinahe hinfiel. Luc mochte am Vorabend zwei Flaschen Wein getrunken haben, man sah

ihm nichts an. Er war immer frisch, und wenn er sich zwischendurch mit Seife abschrubhte, war er danach wuschelig wie ein Bub. In seiner sich oft überschlagenden Stimme war etwas Schelmisches, in Wirklichkeit nahm er alles sehr ernst. Sein ganzes Leben bestand aus Vorfällen, und es gab wohl keinen, von dem er nicht hätte berichten können. Felix versuchte manchmal extra so zu reden, daß er Luc keine Stichworte gab, und das funktionierte teilweise, besonders wenn es um Liebe ging. Dann hielt Luc still. Allerdings konnte er auch sentimental werden und, mehr als Felix, den Tränen nahe sein.

»Wie ist es mit den vielen Photos in der Wohnung?« fragte eine junge Frau. »Das weiß der hier möglicherweise besser«, erwiderte Felix. Die Frau stellte ihnen ihren Bruder vor, mit dem sie die nächsten Jahre zusammenwohnen wollte. Waren diese Paare etwa alle Geschwister? Felix nickte ihnen kurz zu, etwas forsch, ein wenig kalt, und ging in den Flur. Fast mißtrauisch mischte er sich unter die Leute. Was war das für ein Vorwurf zwischen ihm und den Interessenten, die er vorhin schon begrüßt hatte, wenn er sie jetzt zum zweiten oder dritten Mal sah? Was war das für ein Vorwurf?! Er bemühte sich, freundlich zu sein, während einige aus Höflichkeit noch einmal »Guten Tag« sagten. Aber die Gesichter gefielen ihm nicht mehr. Er nahm Zuflucht zu jenen, die neu an-

kamen, und winkte sie aus dem alten französischen Lift in die Wohnung herein.

Traurig ging er zu einem Fenster, einem der seitlich vom See wegführenden, und wartete. Die meisten flüsterten. So war Luc, der in normaler Lautstärke redete, noch besser zu hören. Felix hielt sich ein Ohr zu, damit er auch sicher kein Wort seines Freundes verstand. So freute er sich wieder. Das war eine ungewöhnliche Gabe von Felix Degalier: daß er die Stimmungen, von denen er überfallen wurde, vergessen konnte, während sie ihn noch beherrschten. Er konnte aus lauter Nachlässigkeit vergessen, was seine Laune war.

Ein kleines Mädchen blieb neben Felix stehen und schaute zusammen mit ihm zu einem Gebäude unten auf der anderen Seite der Straße: zu einem der wenigen Bauten aus den letzten Jahrzehnten in dem zum See hin absteigenden Quartier, mit einer Fassade aus bläulichen Spiegeln. Der Eingangsbereich, ein Unterstand, der sich um das ganze Gebäude zog, wurde von klassischen Gipssäulen getragen. »Ist das ein Tempel?« fragte das Mädchen. »Ich glaube, es ist eine Firma.« – »Eine Firma?« – »Ja, schau, die Mitarbeiter gehen vor den Eingang hinaus rauchen.«

Während sie so am Fenster standen, entdeckte er auf seinem Handy eine Nachricht, die schon eine Stunde alt war: »Salut! Gibt es dich noch? Könnte ich dir heute ein Referat über Aragon vortragen?

Ich muß es morgen halten und habe die ganze Nacht nicht geschlafen. C'est l'horreur. Umarme dich.« Die Nachricht war von Helena. Helena. Felix hatte sie kennengelernt, als er, der Medizinstudent, im Rahmen der »freien Punkte« aus Neugier ein Seminar über Literatur besucht hatte. Das noch ganz kleine Telephon in der Hand, durchquerte er die Wohnung, drehte sich von den ihm zuniclickenden Leuten weg und schloß sich in der Toilette ein. Was war mit Helena passiert? Sie war ihm entfallen.

Helena Latsis hatte sich anders als die meisten Studentinnen nie etwas aufgeschrieben. Und als sie bei ihrem Vortrag vor die Wandtafel trat, war er da nicht aus allen Wolken gefallen, weil sie solche X-Beine hatte? Die hatten aber nicht weniger zu ihr gepaßt als ihre lange gerade Nase und ihr schleierhafter, olivfarbener Teint. Felix hatte sie nach der Stunde gefragt: »Sag mal, kennst du diesen Schriftsteller persönlich?« – »Er ist seit vierzig Jahren tot«, antwortete sie nett. Man hatte das Gefühl gehabt, als könnte sie nie etwas Unqualifiziertes, geschweige denn Dummes über »schwierige Texte« sagen. Ein andermal hatte er sie gefragt: »Man sollte doch *langsam* lesen? Aber dann kann ich mich nicht konzentrieren, dann bin ich ganz schrecklich abgelenkt.« – »Que sais-je! Erzähl du mir lieber, wie man Leichen seziiert«, erwiderte sie, mit einem verzerrten Ge-

sicht, und stieg am Bahnhof von der Metro in ihren Zug um.

Ab der Mitte des Semesters etwa hatte er Woche für Woche so getan, als laufe er ihr zufälligerweise über den Weg; sie zeigte manchmal, daß sie an ihn gedacht hatte. Es war eine richtige Freude gewesen, sich mit ihr zusammen um einige Minuten zu verspäten. Diese Verspätung, freimütig und doch besorgt, mit gerunzelter Stirn, konnte man die überhaupt in Minuten ausdrücken? Helena hätte gern nichts verpaßt, aber genauso hätte sie sich auch nie bei jemandem nach dem Versäumten, den einführenden Worten, erkundigt. Woher kannte sie eigentlich seine Nummer? Von einer Namensliste, in die er sich eingetragen hatte? Oder hatten sie doch einmal die Nummern ausgetauscht? Er wußte es nicht mehr.

Felix antwortete: »Alles klar bei dir? Dich gibt es auch noch? Das ist verrückt, ich habe doch keine Ahnung von diesen Dingen! Mais oui, Helena. À tout de suite.« Sie schrieb zurück: »Oh, danke. Geht's bei mir, in La Chaux-de-Fonds? Es muß wirklich jemand zu Hause sein. Meine Eltern sind an einer Versammlung.«

Felix warf sich im Flur seinen Schal um. Er suchte Luc, fand ihn im Sofa versunken bei den Nachschlagewerken, mit einem Bestimmungsbuch, dessen trübe Einlageseiten knisterten. Ob er nicht zu den Leuten schauen könne, bat Felix ihn, und

irgendwann Schluß machen und abschließen ... er müsse noch weiter. Antwort gab Luc keine, aber er sprang aus dem dunklen Plüsch auf und begleitete den Freund ins Treppenhaus. Er winkte ab, was auch hätte nein bedeuten können. Ja, nein: das war zwischen ihnen nicht so wichtig, und Felix fing nicht noch einmal an zu fragen. Fragen waren bei den beiden eher Feststellungen. Jetzt stand Luc unten mit ihm in der Straße und hatte sich ausgesperrt. Er klingelte, mit rollenden Augen, sagte dann, als eine fremde Stimme sich meldete, seinen Namen und ging wieder hinein.

In dem Quartier gab es zwischen den Herrschaftshäusern gar nicht so wenige klassisch-moderne Blöcke. Einige von ihnen füllten die Länge einer ganzen Seitenstraße aus. An den Ecken waren sie abgerundet, hatten lange, um diese Ecken gebogene Balkone, die jedoch meistens leer blieben. Seltsamerweise waren die Blocks in einem schlechteren Zustand als die viel älteren Häuser. Sie sahen verbraucht aus, ihre Fassaden waren ergraut und rissig. Felix kannte den Ort gut, er war vor fünf Jahren, mit neunzehn, nach Lausanne zu seiner Mutter gezogen, in die Wohnung, die ihr durch ein Erbe zufiel. Luc, damals noch Lukas, hatte dies zum Anlaß genommen, seinem Freund nachzureisen und hier am Polytechnikum zu studieren. Die Sprache war ihm egal, das meiste fand bei den Ingenieuren sowieso auf Englisch statt.

Das Französische, die Sprache seiner Mutter, war Felix nach ein paar Wochen wieder in den Sinn gekommen. Er sprach schnell. Manchmal kehrte wie eine Laune sein schweizerdeutscher, züricherischer Akzent, kehrten die offenen, hohlen (auf ihre Art auch nasalen), flatternden Vokale zurück, die ihn sofort schweigen ließen, wenn er sie in seiner Stimme entdeckte. Beim Schreiben war er äußerst flüchtig. Im Französischen mußte alles anders ausgedrückt werden, als man es sich dachte, man konnte nicht wie auf Deutsch die Sätze anfangen und während man sie schrieb noch zurechtbiegen. Man konnte nicht rückwärts schreiben. Eine gewisse Angst vor der Muttersprache begleitete Felix, aber vielleicht war sie das jetzt gar nicht mehr.

Der Ort mit seinen Parkschildern: »Sauf autorisation« war vom Französischen imprägniert, auch wenn man hier die verschiedensten Sprachen hörte und viele Familien Deutschschweizer Namen (Künzli, Bürki etc.) von der Berner Kolonialzeit her trugen. Das war alles klar. Manchmal aber fragte sich Felix noch immer, wie der Weg zum Bahnhof hinauf so anders sein konnte als das Hinuntergehen Richtung See. Der Weg hatte gar keine richtige Steigung, und doch gab es einen merklichen Höhenunterschied jedesmal wenn man sich umdrehte. Erst im letzten Sträßchen unter dem Bahnhof wurde es ein Aufstieg.

Jetzt kam Felix in den Schatten, fröstelnd band er sich den Schal um den Hals zusammen und ging zu den Gleisen.

Er hatte nichts dabei und sah im Zug die Leute an, die alle auch nur dasaßen. Eine Frau in seinem Alter versuchte einzuschlafen und wachte immer wieder auf, vielleicht weil der Zug nicht geradeaus fuhr, sondern zwischen dem Genfer- und dem Neuenburgersee ein langes S schwang. Die Landschaft bestand aus kleinen Scheunen, alten Schafen mit Stroh im Fell, aus goldenen Feldern, die kaum von Schilfufern zu unterscheiden waren. Nach einer Weile schloß Felix die Augen, weil er nichts zu tun hatte. Die Wohnungsbesichtigung entfernte sich. In seinem Ohr, merkte er, klang der Name La Chaux-de-Fonds mit seiner verblaßten, verwitterten Ockerfarbe, und klang noch genau gleich, wie wenn er ihn als Kind gehört hatte. Und auf einmal hatte er das Gefühl, der Name sei nicht mehr im Ohr, sondern in der Brust, ums Herz. Das war so unvertraut und brachte eine solche Ruhe – Felix hätte gar nichts zu tun gewagt in dem sich hin und her neigenden Zug.

Je näher er La Chaux-de-Fonds kam, desto mehr entfärbte sich das Wort. Beim Umsteigen las er es an der Anzeigetafel, als wäre überhaupt nichts gewesen. Er stieg hinter einem dünnen Eishockeyspieler mit seinem Stock und der riesigen Tasche in den Regionalzug ein und beobachtete ihn ganz

selbstverständlich beim Musikhören mit Kopfhörern, die ihm immer wieder aus den Ohren fielen. Der Zug fuhr quer in den Jura hinein. Felix kam in eine hinter den See zurückversetzte Landschaft, auf ein weites, beinahe durchhängendes Plateau.

Wie versteckt er in der kalten Bahnstufenunterführung von La Chaux-de-Fonds war! Er durchschlenderte sie gespannt und ging schnell auf den Platz hinaus. Er fragte sich, wie er bis hierher gekommen war, er fühlte sich wie jemand, der ein schlechtes Gewissen hat, der dabei aber überhaupt nicht an sich denken muß, sondern an jemanden, den er vermißt. Ja, Felix war in flüchtigen Augenblicken zu Empfindungen fähig, die es in der Sprache der Nachrichten noch gar nicht gab.

Er überquerte die Avenue. Der Himmel war hier grauer, die Bäume hatten sich schon vorwinterlich verdunkelt, schienen dürr zu sein und ließen überall ihre Blätter wegfliegen wie im Oktober. Die Sonne funkelte in den Vitrinen eines Cinéma »Eden«, in den Fenstern eines Hôtel »Club«. Am Genfersee, unten in Lausanne, beschien die Sonne direkt die schwirrende, sausende, fließende Luft über der manchmal ganz trocken schraffierten Seeoberfläche. In La Chaux-de-Fonds ließ die Sonne die Luft durchsichtig und starr, übersprang sie, dafür warf sie über die Häuser nicht nur ein blasses Licht, sondern einen auf den Mauern wandernden gelb-roten Kreis.